

Ursi Anna Aeschbacher

Gott im Gletscherspalt

Erzählungen

verlag **die brotsuppe**

Ursi Anna Aeschbacher

Gott im Gletscherspalt

Erzählungen

verlag die brotsuppe

ISBN 3-9522928-7-7

Alle Rechte vorbehalten

© 2004, verlag die brotsuppe, Biel-Bienne

Umschlag, Gestaltung, Satz:

Ursi Anna Aeschbacher, Biel-Bienne

Herstellung: Franz X. Stückle, Druck und Verlag, Ettenheim

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

Gott im Gletscherspalt	7
Die Taubenlochschlucht	11
Ein Andenken	21
Ein immer gesundes Kind	23
Zins und Zinseszinsen	25
Die nicht harmlose Okay-Taste	31
Lucie und Jean-Jacques Rousseau	32
Wenn das Versprechen mit dem Himmel nicht mehr stimmt	45
In einer Klinik irgendwo in Europa	49
End der Welt	53
Nächste Woche gibt es die ersten Lebkuchen . . .	59
Zimmerstunde	63
Auf Leben und Tod	68
Zwei Computer in Verbundenheit	70
Alice	73
Die etwas andere Realität	80
Kein Tag wie ein anderer	86
Ausland	87

Valentine prügelte sich mit dem Nachrichtensprecher	93
Krumm und schief und schön	97
Die Frau, die fotografieren ging	102
Schafe und Menschen	106
Die Erde bebt	109
Die Familie gehört zusammen	112
Klassenzusammenkunft	116
Seien Sie unbesorgt	120
Die Welt eine Scheibe	122
Biel. Emmendingen. Ruanda	126
Du bist mein Augapfel	130
Eine Gutenachtgeschichte	134
Die Autorin	135

Gott im Gletscherspalt

Der kalte Wind um die Nase, das knirschende Eis unter den Füßen, die leichten Schultern ohne den schweren Rucksack, den ich gerade in der unbewohnten Berghütte neben meinem Bett deponiert habe, der Mond, der überall glitzrig-silbrige Lichter hinstreut, Felsen, die rundherum imponierende graue Schatten werfen und mein bester Freund Claude, der mit mir diese schöne Nacht auf dem Gletscher genießt – das alles macht mich gerade sehr glücklich.

Ich habe meine Sorgen und Probleme im Tal gelassen und fühle mich nach einem anstrengenden Aufstieg in diese 2900 Meter Höhe am späten Nachmittag wie ein Adler – oder jedenfalls so, wie ich mir vorstelle, dass ein Adler sich fühlt. Frei eben und hoch oben auf alles herunterschauend.

Nicht herabschauend. Ich bin Anarchist und glaube an nichts, was mit Herrschaft über andere zu tun hat.

Wir setzen einen Fuss nach dem anderen aufs Eis und singen unsere Lieblingsschlager.

Ich will meinen linken Fuss hinstellen und er fällt immer weiter nach unten, bis ich das Gleichgewicht verliere. Ich stürze viele Meter tief, versuche, mich abzustützen, bis ich plötzlich stecken bleibe. Ich weiss sofort, dass ich in einen v-förmigen Gletscherspalt gefallen bin. Claude versucht, mir ein Seil zuzuwerfen, das

allerdings viel zu kurz ist. Er schreit zu mir herunter, ich solle nicht zu laut sprechen, damit das Eis nicht zu schnell schmelze oder ich plötzlich zu wenig Sauerstoff hätte, wir überlegen zusammen, wie er mir helfen könnte, bis wir schliesslich wissen, das einzig Mögliche ist, dass er sofort los geht und Hilfe holt.

Und uns ist beiden klar, dass er dafür ins Tal hinabsteigen muss, in der Hütte war nichts ausser den Betten. Es würde mindestens vier Stunden dauern, ganz zu schweigen von den Stunden, die es dann noch bräuchte, bis die Hilfe bei mir sein würde. Ich durfte beim Warten nicht einschlafen, das Gesicht nicht ins Eis drücken, ich musste noch rufen können, damit sie mich finden würden und ich würde weiter nach unten sinken. Mit viel Kraft stemme ich mich nach oben, um auch meinen linken Arm nach unten hängen lassen zu können. Danach rutsche ich noch etwas tiefer und bin völlig erschöpft. Claude geht.

Es ist kalt, dunkel und das Eis knackt laut. Nachdem ich immer wieder Rettungsmöglichkeiten durch mich alleine erwogen und mich deren Aussichtslosigkeit deprimiert haben, verordne ich mir Zuversicht und Glauben daran, dass Claude es schaffen wird. Das Trichterförmige des Gletscherspaltes macht mir das Atmen möglich, es hätte schlimmer sein können. In meinem Kopf läuft ein chaotisch geschnittener Film.

Ich denke an meine Frau und an unser Baby, das wir in drei Monaten bekommen, gleichzeitig sehe ich die Bahnstation unten im Dorf und hoffe, dass Claude als Erstes dorthin geht, wir kennen uns gut und ich bin

mir ziemlich sicher, dass er sich beim Herunterklettern ähnliche Gedanken macht. Ich überlege, wer jetzt die Tische für das Gasthaus fertig bauen wird, die letzte Woche bestellt worden waren, und ob sie in der Schreinerei die von mir schon vorgesägten Teile finden würden.

Ich lächle, weil ich an meinen ehemaligen Sportlehrer denke, der die Kinder reicher Eltern bevorzugt und die ärmeren zum Schwimmenlernen ohne Vorwarnung ins Wasser geschmissen hat, bis ich ihn einmal hinterherschubste und es sich dann herausstellte, dass er gar nicht schwimmen konnte.

Weniger lustig waren die Prügel, die ich von meinem Vater bekommen habe, weil meine Stiefmutter mich einmal mehr verraten hatte. Und ich verzeihe allen, die je gemein zu mir gewesen sind.

Ich würde so gerne mein Kind kennen lernen und noch einige weitere haben. Ich frage mich, ob, wenn ich jetzt stürbe, ob ich dann in den Himmel käme oder eher nicht, ob die Anzahl und Schwere meiner Sünden zu gross wären oder nicht. Ich stelle mir einen langen Tisch vor, an dem Jesus mit seinen Jüngern sitzt und erinnere mich an ein Buch über italienische Malerei, das bei uns im Wohnzimmerschrank steht und plötzlich sehe ich ein grosses, ganz anderes Buch vor mir mit lauter rot angestrichenen Wörtern und Sätzen und vermute, da drin steht mein Leben. Ich lache und höre sofort auf, weil ich mal wieder etwas nach unten rutsche. Ich bin Anarchist und werde nicht plötzlich an einen Gott glauben, der sich das Recht heraus nimmt, andere zu bestrafen.

Überhaupt an einen Gott, eine Vorstellung, die in der Welt, die ich kenne, dafür da zu sein scheint, Menschen ein schlechtes Gewissen zu machen und die nicht wirklich dabei hilft, sie zu aufmerksamen, hilfsbereiten oder sogar intelligenten Menschen zu machen.

Ich denke an eine ungewöhnliche alte Frau aus der Stadt, in der ich wohne, von der neulich in der Beiz jemand erzählt hat, sie sei jetzt im Altersheim und wisse nichts mehr, schlabbere nur noch und sei froh um jede Hilfe und dass sie jetzt niemanden mehr verrückt mache mit ihren verdrehten Gedanken. Die Leute, die sie früher mehr geneidet als geachtet haben, denen ihre ungewöhnlichen Kleider, Worte, Lebensvorstellungen und ihre weitgehende Unabhängigkeit vorgekommen sein mussten wie ein Verrat an ihnen persönlich, sie fühlen sich jetzt wohl und bestätigt und die Vorstellung, die alte Frau habe jetzt endlich auch mal klein begeben müssen, tut ihnen gut.

Eingeklemmt im Gletscher denke ich, wie schwer ein Leben neben den Gepflogenheiten ist und ob ich dem vielleicht nicht gewachsen bin. Ich will lieber zählen. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben ... Und ich rutsche. Es wird immer kälter, ich versuche nicht darüber nachzudenken, wie kalt sich mein Hinterkopf anfühlt und meine Rippen. Ich bitte Gott, mir zu helfen und höre Claude. Er redet deutsch. Wir reden zusammen französisch. Er redet also mit jemand anderem als mit mir.

Die Taubenlochschlucht

Die Sonne schien, die Blätter an den Bäumen und Büschen glänzten, es hatte gerade erst geregnet. Lydia lief und lief, guckte auf den Boden und nur ganz selten auch in die Schlucht hinunter, wo riesige Baumstämme wie Mikadostäbchen auf dem Fluss lagen.

Dieser schlängelte sich unbekümmert unter allem Hinuntergestürzten hindurch, sauste über Abgründigeres, um sich dann wieder in Steinbecken auszuruhen.

Lydia hatte dafür einen nichts wahrnehmenden Blick. Die Gedanken, die sie sich machte, übertönten das laute Rauschen und machtvolle Tosen in der Schlucht und die Dramatik in ihrem Kopf verdrängte alles andere um sie herum.

Sie war Zeichnerin für Werkzeugformen, arbeitete seit ein paar Jahren in der gleichen Firma und bekam immer mehr Schwierigkeiten, obschon sie sich ihrer Meinung nach immer mehr anpasste. Anfangs hatte sie sich noch eingemischt, wenn sie beispielsweise gemerkt hatte, dass das in Auftrag gegebene Werkzeug niemals die gewünschten Fähigkeiten haben und sicher nur die Hälfte dessen erfüllen würde, was die Gebrauchsanweisung versprach. Sie machte Verbesserungsvorschläge und es gab Ärger mit den Auftraggebern, die aus irgendeinem anderen Grund wie Geld oder Design auf der Konstruktion beharrten.

Irgendwann machte Lydia nur noch sarkastische Scherze über Korkenzieher, die sich am Widerstand jeden Korkens verbiegen würden und fragte sich laut und das immer wieder, ob sie nicht gleich schiefe Schraubenzieher zeichnen solle.

Und jetzt war ihr mit Kündigung gedroht worden, falls sie sich in Zukunft nicht positiver einbringen würde. Seither fühlte sie sich etwas besser, was sich aber nicht in ihrem Verhalten niederschlug. Je mehr sie sich nämlich im Reibungslosen und Einverständigen versuchte, je mehr rempelte und meckerte sie. Sie sagte beispielsweise: „Ja die Form ist fertig gezeichnet, sie kann in die Produktion, vielen Dank für ihren Auftrag“, – soweit so gut – dann fügte sie aber noch hinzu: „Ich wünsche mir, sie müssten eines Tages mit einer so komplett blödsinnig konstruierten Schere Stoff zerschneiden, den sie nicht reissen könnten, um ihr Verbluten zu unterbinden, wenn sie als einzig Überlebender bei einem grossen Autobahnunfall ihren Arm zwar nicht mehr, aber immerhin ihr Leben noch retten könnten“.

Lydia ging über eine schmale, rund gebogene Brücke, lehnte sich ans Geländer und schaute auf die moosgrünen Felsbrocken hinunter, die wie Kieselsteine aussahen, und auf die ausgerissenen Bäume, die sich zu einem schönen Ganzen hingelegt hatten. Das Braun der Stämme trennte das Grün der Felsen vom Grün des Wassers und das Grün der Büsche vom Grau der ausgespülten Steinwannen. In dieses Grau hinein hätte ein gesprayter verzweifelter Aufschrei wie „nein“ oder „es reicht“ gut hineingepasst.

Eine etwa gleichaltrige Frau, die in der Zwischenzeit ebenfalls auf die Brücke spaziert war, auch in Regenjacke und mit Rucksack, wandte sich zu ihr und sagte: „Ja, Sie haben Recht, es ist merkwürdig.“ Lydia guckte sie verwirrt an, sie musste laut mit sich selbst geredet haben. „Ist Ihnen aufgefallen, wie viele Menschen die Taubenlochschlucht hinauf- und hinuntergehen und dabei ihr Leben neu zu sortieren scheinen?“

Lydia antwortete vage ausweichend und wie sie gleich bereute, viel zu ausführlich: „Entschuldigen Sie, das ist mir überhaupt nicht aufgefallen. Ich bin unterwegs in die Ferien und habe plötzlich ein riesengrosses gemaltes Bild von einem Wasserfall an einer Hauswand bemerkt, das sehr aufregend aussah und weil ich erst heute Abend in Italien ankommen muss, habe ich einen Parkplatz gesucht und bin in diese Schlucht gekommen.“

„Dann sind Sie auch nicht von hier?“

„Oh nein, ich komme aus Deutschland, Sie auch?“

„Ja, aber ich bin hierher umgezogen und schaue mir meine neue Umgebung an.“

Die beiden Frauen gingen gemeinsam weiter. Lydia erfuhr, dass ihre Weggefährtin mit ihr ähnlich blasser Haut und ähnlich hellen Haaren Carmen hiess und sich in Biel – so heisst die Stadt, in der sich diese Schlucht befindet – als selbstständige Grafikerin niedergelassen hatte. Der Vorschlag, den sie für einen Prospekt bei einer dort ansässigen Uhrenfirma eingereicht hatte, sei angenommen worden und man habe ihr telefonisch versichert, dass sie, wenn sie nach Biel

zöge, ausreichend Aufträge bekommen würde, um davon leben zu können – und wenn nicht, wäre es für sie auch nicht schlimm, sie hätte Geld geerbt.

Bis heute habe sie noch niemanden von der Firma gesehen, sie hätten das nicht als wichtig empfunden, schliesslich ginge es darum, dass sie gute Arbeit abliefere und nicht darum, dass sie sich menschlich näher kämen. Carmen hat das gefallen und es sei dann alles sehr schnell gegangen, die Firma habe für sie eine Wohnung in einem blau angestrichenen Haus am Wyssgässli 14 gemietet und ihr den Schlüssel geschickt. Sie war erst am Abend vorher angekommen und hatte schon eine Nacht dort verbracht. Die Wohnung war möbliert und Carmen musste nicht viel aus ihrem früheren Leben mitnehmen, was ihr recht war.

„Wissen Sie, ich bin geflüchtet. Als ich eines Tages aufwachte und feststellen musste, dass mir nichts mehr gefiel, war ich gezwungen etwas zu unternehmen. Und dann habe ich noch so einen kitschigen Film gesehen, in dem beide Hauptpersonen – Mann und Frau – einfach so mir nichts dir nichts ein völlig neues Leben begonnen haben.“

Lydia bewunderte den etwas merkwürdig schwer wirkenden Türschlüssel zu der Wohnung, den Carmen aus ihrem Rucksack zog und ihr zeigte. Die beiden Frauen lachten viel und begannen sich zu verstehen.

„In der Schweiz sind die Küchen in den Mietwohnungen vollständig eingerichtet. Das ist toll, du musst nicht jedes Mal, wenn du umziehst, die alten Küchenmöbel und Geräte abbauen und womöglich weg-

schmeissen, weil sie nicht in die neue Wohnung passen. Ich habe mir gestern ein Laptop gekauft, es sieht sehr schön aus, steht auf dem Wohnzimmertisch und passt zum blauen Teppich. Und stell dir vor, zwei Häuser weiter habe ich ein Bild von Che Guevara in einem Fenster mit romantischen weissen Gardinen und roten Fensterläden entdeckt. Ich habe also aller Voraussicht nach spannende Nachbarn.“

Lydia ihrerseits erzählte von ihren Sorgen und davon, dass sie nicht nur schnell und präzise wie eine Maschine arbeiten, sondern auch noch ausgeglichen und immerzu freundlich sein sollte. Wenn es etwas zu meckern gäbe, dann nur etwas über die Kolleginnen und Kollegen und das sollte aus Gründen eines guten Betriebsklimas niemals in deren Beisein geschehen, sondern im Zimmer des Chefs. Dieser könne einen Überblick über die Fähigkeiten der Einzelnen gut gebrauchen und sei auf derlei Informationen angewiesen. Es sei nicht ihre Angelegenheit, sich ihr Köpfchen darüber zu zerbrechen, ob das, was mit ihrer Hilfe hergestellt würde, auch sinnvoll sei. Sie bekäme ihr Gehalt, das sei Sinn genug.

Die beiden Frauen blieben stehen und schauten auf einen mit Getöse herunterstürzenden Wasserfall. Die Sonne fiel ungehindert durch Felsen und Büsche direkt auf sie, so dass sie die feinen Wassertropfen, die sich auf ihre Kleidung und Haut legten, nicht störten. Carmen musste Lydias arbeitsplatzpolitischen Diskussionsbeitrag stoppen und ihr ganz dringend von Augen erzählen, die sie letztens so unglaublich beeindruckt

hatten. Sie hatte den dazugehörigen Mann vor einem Wasserfall während einem Kanu-Wochenende kennen gelernt. Der Kurs hätte sie an ein militärisches Ausbildungslager erinnert, wie sie es aus Hollywoodfilmen kenne. Sie mussten früh aufstehen, hatten dauernd etwas zu tun, wurden herumkommandiert und Leistung sei alles gewesen, was zählte. Carmen fand es schlimmer als im Akkord zu arbeiten, – was sie allerdings noch nie gemacht hatte.

Sie war Verkäuferin in einem Postkartenladen gewesen und hatte sich irgendwann in einem Fernkurs zur Grafikerin ausgebildet. Aus dem Mann und ihr sei übrigens nichts weiter geworden, weil sie nicht mal zum Küssen Zeit gefunden hätten.

Lydia lachte. „Bei mir heisst der Mann Pierre. Er ist verheiratet und Schweisser und macht aus den Metallabfällen Mobiles, die er über seiner Werkbank aufhängt. Immer wenn ich zu ihm in die Halle gehe und die Türe aufmache, bewegen sie sich und summen. Ich glaube, ich liebe ihn sehr, aber würde es nie zugeben. Er denkt, er ist eine Affäre, die ich ganz leicht nehme. Also, sehr sensibel ist er wohl nicht, wenn auch die Schweissnähte, die er macht, so aussehen, als ob er mit Zerbrechlichem klar käme. Manchmal bekomme ich kleine auf Metallteile geschriebene Briefchen. Die könntest du für deinen Prospekt brauchen, sie sehen wahnsinnig schön aus und so, als ob sie alle Zeit überdauern könnten. Ich werde ihm erzählen, dass 1884 von der Taubenlochschlucht die erste permanente Gleichstromübertragung in eine Drahtziehe-

rei nach Bözingen stattgefunden hat. Er mag solche Nachrichten. Sollen wir uns dort auf die Bank setzen?“ „Oh ja“, Carmen kramte in ihrer Tasche. „Dann kann ich dir den Prospektentwurf zeigen. Schau, hier habe ich Punkte gezeichnet, die immer grösser werden, sie symbolisieren die Zeit, wie wir sie uns normalerweise vorstellen. Man kann die Abstände zählen, es sieht aus, als ob die Zeit durch diesen Raum laufen würde. Hier ist die Uhr und darauf sind alle Abstände wiederholt, du kannst zählen. Und die Zeit scheint unabänderlich von der Vergangenheit in die Gegenwart und von da aus in die Zukunft zu gehen, symbolisch dafür siehst du dort diesen Raum. Dreh es mal um. Hier habe ich jetzt versucht, Dauer darzustellen. Ich möchte sagen, Zeit ist nicht nur zählbar und läuft automatisch in einer festgelegten Reihenfolge ab, sie hat auch eine philosophische Seite. Guck hier, neun Uhr ist nicht immer neun Uhr und nicht immer gleich. Unsere Erinnerung und auch unser jeweiliger Zustand können uns dieselbe Zeit ganz anders empfinden lassen. Und hier sind die Uhren der Firma abgebildet und es scheint, als ob durch diese Uhren der Zeit diese andere Dimension zurückgegeben worden wäre. Findest du auch?“

Lydia lachte und nickte zustimmend, auch wenn ihr das alles eher klar vorkam, als dass es ihr tatsächlich klar war. Der Prospekt gefiel ihr.

„Hast du auch Hunger?“

Die beiden Frauen folgten dem schmalen Weg, bis sie zu einem Restaurant kamen, wo sie sich weiter unterhielten und Käsekuchen bekamen, der überraschen-

derweise salzig und warm war und mit einem Salat serviert wurde.

Zwischendrin regnete es immer wieder etwas, bis sie schliesslich ins Innere des Hauses flüchten mussten. Die Kellnerin erzählte ihnen, dass es früher einen kleinen Bärengraben gegeben habe und Touristen an einem anderen Tisch berichteten von einem schrecklichen Unglück, das ein Kind vor noch nicht allzu langer Zeit in die Schlucht gerissen hatte.

Das Wetter sah nicht gut aus, der Regen setzte sich immer mehr gegen die Sonne durch, es wurde dunkler und sie machten sich auf den Rückweg. Der Weg war jetzt etwas glitschig und wenn sie unter den Felsen hindurchgingen, waren sie zwar im Trockenen, aber es war sehr düster und auch leises Donnerrollen tönte schon furchteinflössend laut. Unter diesen Felsüberhängen fanden sie viele eingeritzte Herzen an den Wänden, die mit Pfeilen durchbohrt und mit Anfangsbuchstaben unternitelt waren. Sie bedauerten es beide, hier nicht auch mit einer grossen Liebe für alle Zeit verewigt zu sein und Carmen machte einige Fotos für ihren Prospekt.

Beim Weitergehen sah sie eine kleine versteinerte Schnecke und meinte, dass sich in ihr am bisher eindrucksvollsten Zeit in allen Dimensionen zeigen würde. Sie blieb stehen, gab Lydia ihren Rucksack, aus dem sie die Kamera herausgenommen hatte und stieg zwei, drei Schritte den Hang hoch. Es blitzte, Carmen rief ein fröhliches „geschafft“ und rutschte plötzlich aus, versuchte, sich an einem Ast festzuhalten, was

misslang, liess die Kamera fallen, die vor Lydias Füsse rutschte, und stürzte hinunter. Lydia schrie und schrie und schrie.

Sie sah hinunter und dort etwas liegen, was ihre neue Freundin sein musste, es war tief und gleichzeitig so dunkel, dass sie nichts erkennen konnte.

Es war, als ob alles eingefroren wäre, ihr Körper, die Regentropfen, die nicht mehr auf den Boden fielen, sondern in der Luft hängen blieben. Die kleine junge Schnecke, die sich gerade auf den Weg gemacht hatte, startete bewegungslos in die Luft.

Lydia dachte merkwürdig deutlich: „Falls ich bis jetzt nicht verstanden habe, was die philosophische Dimension von Zeit ist, dann weiss ich es jetzt, ich kann sie nicht zählen und es gibt keine Reihenfolge, alles läuft ineinander“. Es kam ihr so vor, als ob sie gerade etwas Unglaubliches erkannt hätte, zog ziemlich gelassen ihren Rucksack aus, suchte nach dem Handy und wollte um Hilfe rufen, da hörte sie, dass schon welche unterwegs war. Die Leute hinter ihnen hatten das Unglück gesehen. Lydia wollte Carmens Rucksack loswerden und schmiss ihn ihrer Freundin hinterher.

An all das, was danach geschah, konnte sie sich später nicht mehr richtig erinnern. Sie erwachte im Krankenhaus und durfte dieses sehr schnell wieder verlassen. Sie habe einen Schock gehabt, hat ihr die Ärztin erklärt und dass ein Taxi darauf warte, sie ins Wyssgässli in ihre Wohnung zu fahren. Lydia sagte nichts, ihr Gehirn funktionierte noch sehr langsam und erst als sie vor einem blau angestrichenen Haus mit blauen

Fensterläden stand, das sie nur aus Erzählungen kannte, erinnerte sie sich an alles. Sie wollte den Rucksack aufmachen, um den Taxifahrer zu bezahlen und merkte, dass es Carmens Rucksack war. Sie fand das Geld und auch den grossen Schlüssel und ging in den dritten Stock. Der Schlüssel passte und die Wohnungstüre ging auf. Auf dem Wohnzimmertisch stand ein blauer Laptop und unter dem Tisch lag ein genauso blauer Teppich. Lydia war angekommen.